

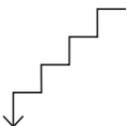
edition *fünf*

JEDES



DING

Anneloes Timmerije
Erzählungen



AN

Aus dem
Niederländischen
von
Bettina Bach



SEINEM



PLATZ

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der niederländischen
Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

1. Auflage
Originalausgabe 2018

Für die Zusammenstellung:
© 2018 edition**fünf**
Verlag Silke Weniger, Gräfelfing / Hamburg
im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Lektorat: Claudia Jürgens, Berlin
Gestaltung, Satz und Herstellung: Kathleen Bernsdorf
Cover: Kathleen Bernsdorf, Abbildung: iStock.com/Thepalmer
Schriften: Foro Rounded, Biko, Quirk
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-95-8

www.editionfuenf.de

Die Erzählungen in diesem Buch stammen aus:
De plaats der dingen, De Geus, © Anneloes Timmerije, zuerst
erschieden unter dem Titel *Zwartzuur* (Augustus, Amsterdam 2005)
Slaapwandelen bij daglicht, De Geus, © Anneloes Timmerije 2013

Die Rolling-Stones-Zitate in der Erzählung »Jedes Ding an seinem
Platz« sind dem Song »Sympathy for the Devil« auf dem Album
»Beggars Banquet« (ABKCO Records, 1968) entnommen.

InhAlt



- Die letzte Buchhandlung 9
- Jedes Ding an seinem Platz 22
- Lügen ist erlaubt 49
- Raben 62
- Nach Hause 74
- Der Andreaspfad 89
- Kontaktaufnahme 111
- Tanzen 125
- Augentrost 156
- Interview – Anneloes Timmerije
im Gespräch mit Carien Touwen 185
- Zur Übersetzerin 192

Der AndrEaspfad



Der Mann neben mir ist mein Onkel. Ich kenne ihn nicht. Auf seinem Gesicht zieht das Morgenlicht scharfe Linien um die Familienähnlichkeit, als wollte es uns das Kennenlernen erleichtern. Er sieht mich an. Ich schaue zurück. Zur Antwort schenkt er mir ein leises Lächeln, dann wendet er fast verlegen den Kopf ab.

Die Pferdehufe bestimmen heute unser Tempo. Dumpfe Schläge auf dem weichen Sandboden. Alle paar Schritte schnauben sich die Tiere den Staub der dürren Landschaft aus den Nüstern. Als sich der Pfad ein Stück weiter verzweigt und zwischen den Bäumen hinaufschlängelt, übernimmt mein Onkel die Führung. Damit sagt er mir ohne Worte, dass ich mich erst noch eingewöhnen muss, wir sind schließlich noch keine halbe Stunde unterwegs.

Er und ich sind beide erfahrene Reiter, deshalb lassen wir uns ohne Zögern auf diesen Ausritt ein, vier Stunden bergauf und drei bergab. Nur der amerikanische Reitstil ist mir neu: Tiere, die eine halbe Tonne wiegen und sich auf einen leisen Wadendruck hin winden wie eine Katze oder durch leichtes Beckenkippen aus vollem Galopp zum Stehen kommen – mit den Zügeln lose in einer Hand.

Auf dem festgetretenen Boden eines flachen Stücks probiere ich ein paar Sachen aus. Seitengänge, Vorhandwendung, Hinterhandwendung, langsamer Galopp, ein Sprung

über einen umgestürzten Baum. Alles kann sie, meine junge Stute. Und sie hat Humor, denn plötzlich fängt sie ohne jeden Grund an, wie wild zu bocken. Und noch einmal. Als ich sitzen bleibe, schüttelt sie lässig die Mähne und geht weiter, als wäre nichts gewesen.

»Wusste ich es doch, dass ihr miteinander auskommt«, sagt mein Onkel da.

Sein erster vollständiger Satz heute.

In meiner letzten Erinnerung an ihn stehe ich mit dem Rest der Familie in Amsterdam am Kai und winke einem Schiff voller Menschen zu. »Da«, sagen meine Brüder stän- dig, »da steht er, neben dem Mann mit der roten Krawatte.« Ich kann keine rote Krawatte sehen.

Das ist ein halbes Leben her. Gestern Abend rief er im Hotel an, wo mich mein Chef untergebracht hatte. Ob ich Lust hätte auf einen Ausritt. Höflichkeitsfragen über den Flug und die Gesundheit sparte er sich. Er komme mich am nächsten Morgen um halb sieben abholen. Mehr Worte machte er nicht.

Jetzt, da die Stute weiß, woran sie ist, entspannt sich ihr Rücken. Mein Hintern und meine Oberschenkel entspannen sich mit. Während ich mit der freien Hand ihren Widerrist reibe, frage ich mich, woher mein Onkel wusste, dass wir zusammenpassen. Ich hole Luft, um ihn danach zu fragen, doch als ich hochblicke, hat er sein Pferd schon gewendet. Umgeben von Stille reiten wir weiter.

Die frühmorgendliche Kühle hält nicht lange an. Es ist September, Indian Summer. Das Grün färbt sich langsam

rot und golden und grau. In einer Stunde sind es bestimmt dreißig Grad oder mehr.

Mein Onkel verlangsamt das Tempo, nickt. Ich soll vorreiten. Der Weg zum Gipfel des Mount Diablo wird immer schmaler. Wir haben den Andreaspfad genommen, die längere Route nach oben. Unter den Bäumen ist es angenehm kühl. Lockerer Sand dämpft das Aufschlagen der Hufe. Ab und zu zuckt die Stute mit Hals und Flanken, sie verjagt Fliegen. Die Bewegungen ihrer Muskeln übertragen sich auf meine Oberschenkel. Ich war noch nie an diesem Ende der Welt, trotzdem ist da kein Staunen. Durch die Geborgenheit des Pferdekörpers wird mir das Fremde vertraut.

Ich finde den Weg dank der roten Farbleckse, die alle zweihundert Meter auf den Baumstämmen aufleuchten. Es wäre eine Kunst, sich hier zu verirren, aber es passiert immer wieder. Schilder am Eingang des Nationalparks warnen vor dieser Gefahr. Einige Besucher hat man erst wiedergefunden, nachdem die Geier und andere Aasfresser ihre Arbeit getan hatten. Selbst mein Onkel, der sich hier blind zurechtfinden würde, hat einen Kompass in der Satteltasche, dazu Wasser und Proviant für den Notfall.

Schon in seinen ersten Briefen an meine Großmutter erzählte er von hier. Mit ihrer Stimme kamen seine Geschichten zu uns, jeden ersten Samstag im Monat, wenn alle Verwandten sich bei ihr trafen. Immer nach dem Essen, wenn die Tanten Kaffee und Kuchen serviert hatten und bevor die Onkel sich zu einer Runde Bridge zurückzogen. Mein

fester Platz war zu ihren Füßen, bei den jüngsten Enkeln. Beim Vorlesen zwickte sie mich manchmal sanft in die Schulter, als müsste sich das Vermissen ihres jüngsten Sohnes ein Ventil suchen.

Deshalb überraschte es mich nicht, dass wir heute Morgen ohne Führer losdurften. Nach seinen jahrelangen Wanderungen im Nationalpark kennt sich mein Onkel hier genauso gut aus wie die Ranger. Trotzdem mussten wir den Pferdebesitzer vor unserem Aufbruch mit einer Unterschrift unter einem Formular im Voraus von jeder Haftung freisprechen. Alles ist erlaubt hier, Hauptsache, man tut es auf eigene Gefahr.

An einer grasbewachsenen offenen Stelle steigen wir ab, gönnen den Pferden eine Ruhepause. Wir hätten fast die Hälfte geschafft, sagt mein Onkel. Seine Stimme ist genauso sanft wie die der anderen Männer in meiner Familie. Jetzt, weit von ihnen entfernt, merke ich, dass ihre Klangfarbe die des Abschieds ist. Auch aus seinem Mund kommen die Worte nur zögerlich, als ob er sie lieber nicht hergäbe.

Ich befreie die Stute eine Weile vom Gebiss, damit sie grasen kann. Mein Onkel tut dasselbe bei seinem Pferd. Ich strecke mich und drehe mich um. Endlos wogende Hügel unter mir, ein Glitzern im Norden deutet auf die Bucht von San Francisco hin. Beinahe auf Augenhöhe kreist ein Bussard über dem Tal, miaut seinen Gefährten an. Nichts deutet darauf hin, dass ich in dem Teil Kaliforniens bin, der am dichtesten besiedelt ist.

»Unser Kutscher in Indonesien hatte auch so eine hübsche Stute«, höre ich hinter mir. »Klug, aber ungezogen. Sie ließ sich von niemandem reiten.«

»Nur von dir«, rate ich.

Mit einem angedeuteten Nicken stimmt er mir zu.

Ich versuche, ihn zum Reden zu bewegen. »Schade, dass ich nicht von dir Reiten gelernt habe.«

»Ich habe hier '98 gezeltet, beim *roller*.«

»Weiß ich. Diesen Brief hat Omi gleich zweimal hintereinander vorgelesen, auf dem Geburtstag von Tante Stans.«

Beim Stuhltanz in der Familie hatte ich mittlerweile einen Platz auf dem Sofa erobert, eingezwängt zwischen meinen Cousins und Cousinen. Die Onkel besetzten die Armsessel, die Tanten waren mit süßen Leckereien zugange. Omi saß auf ihrem Gartenstuhl, den sie mit weit über neunzig immer noch überallhin mitschleifte. Kein anderes Möbelstück konnte ihre Ansprüche an bequemes Sitzen erfüllen. Zu ihren Füßen lagen zwei Urenkel auf dem Bauch und malten. Es war klar, dass sie nicht verstanden, was ihre Urgroßmutter sagte. Aber sie lachten, weil wir lachten. Und wir lachten über Omi, die immer wieder davon anfing, dass ihr Jüngster es hätte wissen können, wenn er nur auf sie gehört und die Zeichen richtig gedeutet hätte. Ihre Erleichterung, dass ihm nichts passiert war, ließ Omi sich nicht anmerken. Sie verbarg ihre Freude unter Geiztheit, als hätte mein Onkel ganz allein das Erdbeben verhindern können – wenn er doch einfach nur ihren Rat befolgt hätte.

Natürlich wollten alle wissen, was für Zeichen sie meinte. Die Jüngsten schrien am lautesten nach einer Geschichte. Zur Antwort hob sie nur ein wenig die Hand, mit der Handfläche nach vorn. Sie wollte in diesem Augenblick nicht reden, also durften wir nicht fragen. Das war der Code.

Die Antwort ist sie uns schuldiggeblieben, denn sie starb vor dem nächsten Treffen, im Schlaf.

»Was sind eigentlich die Zeichen?«, frage ich meinen Onkel.

Lachend tut er meine Frage ab. Familieneigenheiten vergehen nicht, nicht mal so weit weg von der Quelle.

Ich stecke dem Pferd zwei Finger in den zahnlosen hinteren Teil des Mauls und schiebe das Gebiss vorsichtig an die richtige Stelle. Kurz bevor ich den Riemen zuschnalle, kreischt die Stute und steigt. Instinktiv wende ich mich von ihren Vorderbeinen ab, die durch die Luft schlagen, und hänge mich gleichzeitig mit meinem ganzen Gewicht an den Strick, damit sie nicht durchgehen kann. Die Hanffasern reißen mir die Hände auf. Ihr Stampfen macht auch das ältere Pferd nervös. Es verdreht ängstlich die Augen und zerrt heftig an seinem Seil.

»Spider«, sagt mein Onkel, »alles gut.«

Sein gelassener Ton besänftigt die Pferde. Die Stute schnaubt und stampft noch ein bisschen mit einem Vorderbein im Gras, scheint aber vergessen zu haben, dass sie fliehen wollte. Zitternd, doch wagemutig streckt sie mit weit aufgerissenen Nüstern den Hals vor. Sie starrt auf

den Sandweg. Keine zwei Meter vor uns sitzt eine Tarantel. Handteller groß, schwarz und haarig. Wahrscheinlich ist es die erste Begegnung meiner Stute mit einer großen Spinne. Meine auch.

Mein Onkel sitzt schon im Sattel und treibt sein Pferd mit einer kleinen Bewegung der Zügel an. Er weiß, dass die Stute ihm von selbst folgen wird. Das tut sie wirklich, und als ich mich umdrehe, ist die Spinne verschwunden.

»Du lässt auch nie los, oder?«, sagt mein Onkel, als ich ihn eingeholt habe und mir die schmerzenden Hände reibe.

»Nie.«

Jetzt grinst er breit. Ich frage mich, ob er sich in mir wiedererkennt. Oder hat er sich nur allmählich an mich gewöhnt? Ich würde gern mit ihm reden, erfahren, wer er heute ist. Dennoch nutze ich diese Gelegenheit nicht, sondern hülle mich lieber noch eine Weile in die gemeinsame Stille. Erst müssen all die Jahre, die wir einander nicht kannten, verstreichen. Oder sich mit Vertrautheit füllen. Blutsbande allein bieten nicht ausreichend Halt. Schon gar nicht für ihn, denn er ist ausgewandert. Hat den natürlichen Aufmerksamkeitsstrom einer Familie, die festhalten will, weil sie einst so viel loslassen musste, durchtrennt.

Allein sein Fehlen bei den monatlichen Treffen machte ihn fast zu einem Fremden. Mein Bild von ihm setzt sich zusammen aus den Briefen, die meine Großmutter vorlas, und den Geschichten über ihr Leben in den Tropen. Ich weiß alles Mögliche über einen Mann, den ich nicht mehr kenne, aus einem Land, das nie meines war. Es ist die

Scheinnähe zu einer Figur aus einem oft gelesenen Roman. Sie kann gar nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

»Wie ist es eigentlich so, ohne Verwandte in der Nähe?«, frage ich, als die steile Steigung unser Tempo verringert. Eine unverfängliche Frage.

Er ist der jüngste Bruder meiner Mutter, vor seiner Abreise wohnte er eine Zeit lang bei uns. Wir sind beide Nachzügler, aber aus unterschiedlichen Generationen. Ich war zehn, als er den Niederlanden den Rücken kehrte, er zweiundzwanzig. Er hatte mich kurz an den Haaren gezogen, mir zugezwinkert und sich dann inmitten Hunderter Familien mutterseelenallein zur Gangway begeben, zu einer Zeit, als man noch mit dem Schiff auswanderte.

Als ich mich zur Seite drehe, weil ich auf seine Antwort warte, fällt mir auf, wie geschmeidig sein drahtiger Körper noch ist. Die silbernen Fäden färben sein schwarzes Haar fast blau. Seine Nase, gerade und markant, ist das Erbe eines portugiesischen Vorfahren, dessen Gene sich nur an dieser Stelle gegen die seiner javanischen Frau behaupten konnten.

Die ganze Familie war fassungslos, als er sich plötzlich entschloss auszuwandern. Die Reaktion der Ältesten bestand darin, es zu ignorieren. Vor allem die Tanten sagten immer: »bald«. Die Geschichten, die er bald, wenn er zurück war, erzählen würde, über all das, was er gesehen und erlebt hatte; bald kommt er zurück, mit einem Vermögen in der Tasche oder einer netten Frau, ihr werdet schon sehen; passt nur auf, er kommt bald wieder zurück.

Omi hätte ihn umstimmen können, da bin ich sicher. So einen großen Einfluss hatte sie. Doch sie hatte auch so eine große Charakterstärke, dass sie ihn ziehen ließ. »Wo jemand leben möchte, muss er selber wissen. Und was für ein Mensch er sein möchte«, das hatte ich von ihr gelernt.

»Lass uns weiterreiten«, antwortet mein Onkel.

Über Pferde zu reden ist in Ordnung, über die Familie nicht.

Alle Gedanken und Fragen verflüchtigen sich, als die roten Farbleckse uns um einen Felsvorsprung gelenkt haben. Ich muss meine ganze Konzentration aufbringen, um nicht mitsamt dem Pferd in den Abgrund zu stürzen. Mein Onkel reitet leise summend vor mir, völlig entspannt, als würde er bei eingeschaltetem Tempomat über eine leere Autobahn rauschen. Auf dieser Höhe ist der Pfad exakt so breit wie ein Pferd. Links ragt die Südflanke des Mount Diablo senkrecht auf, auf der rechten Seite ist erst fünfzig Meter weiter unten wieder Boden zu sehen. Der phlegmatische, aber sichere Tritt der Stute beruhigt mich, obwohl ich weiß, dass sie ihre Sicherheit wiederum nur aus der Ruhe ihres erfahrenen Artgenossen schöpft. Das ist mein einziger Halt, also lasse ich los. Ich habe keine Wahl.

Eine halbe Stunde später machen wir Pause auf einem kleinen Plateau. Wieder grinst mein Onkel breit.

»Gut gemacht«, sagt er.

Ich beantworte sein Kompliment mit einer kleinen Verbeugung, habe aber keine Ahnung, wie er darauf kommt,

denn er hat sich kein einziges Mal zu mir umgedreht. Er stellt mir auch keine Fragen, als wollte er gar nicht wissen, wer ich heute bin – was aus dem zehnjährigen Mädchen in Amsterdam am Kai geworden ist. Enttäuschung kommt auf, doch ich unterdrücke sie mit einem Lächeln.

Der Wind, der hier oben deutlich spürbar ist, bläst den Schweiß und die Anspannung weg. Wir reiten nebeneinander. Ich sehe, wie mein Onkel in der Mähne seines Pferdes wühlt und ihm den Hals massiert, liebkost. Sein Pferd brummelt zufrieden. Mein Onkel ist eins mit ihm. Sein Körper geht nahtlos in den des Pferdes über und umgekehrt. Sie sind miteinander verwachsen, man kann sich nur schwer vorstellen, Mann und Pferd zu trennen. Dieses Gefühl kenne ich, und ich frage mich, ob er das weiß.

Im Schrittempo reiten wir weiter. Still. Seine mangelnde Neugier erlegt mir Schweigen auf.

Auf einem Kieshügel neben dem Pfad steht, etwa zehn Meter von uns entfernt, ein Kojotenweibchen. Sie streckt die spitze Schnauze in die Luft, nimmt Witterung auf. Uns kann sie nicht riechen, Pferdegeruch überlagert den von Menschen. Wir halten uns zurück, geben uns desinteressiert. Zwei halbwüchsige Welpen kullern aus dem Gebüsch. Mit einem knappen warnenden Ruf, einer Mischung aus Bellen und Jaulen, schickt sie ihre Sprösslinge ins Unterholz zurück. Die beiden gehorchen ohne Murren. In solchen Dingen sind Tiermütter besser als Menschenmütter.

Die Stute traut dem Frieden nicht und wendet ihre verletzlichen Flanken vom Präriewolf ab. Ihr großes Herz

pocht wie wild unter meinem linken Knie. Ich versuche sie zu beruhigen, indem ich in Gedanken ein Lied singe und mir sage, dass nichts passieren kann. Das klappt nur, wenn es einem ernst ist. Pferde sind telepathisch, nicht verrückt.

Als die Stute erleichtert schnaubt, springt das Kojotenweibchen geschmeidig davon, die großen Ohren angelegt.

»Schön«, sagt mein Onkel mit sonorer Stimme.

Schön, genau das hätte ich auch gesagt. Mit seinem amerikanischen Akzent zieht er das ö in die Länge, und das Wort wird noch runder, umfassender.

Die schöne, unerwartete Begegnung hat meine Enttäuschung in den Hintergrund gedrängt, aber weg ist sie nicht. Am frühen Morgen war der Tag noch verheißungsvoll. Ich habe geglaubt, die Pferde würden die Barriere zwischen uns durchbrechen, uns über das Unbehagen hinweghelfen. Doch als ich zur Seite blicke, schaut mein Onkel nicht zurück. Sein Gesicht ist freundlich, wie bei allen in meiner Familie, und verrät keinerlei Emotion. Es ist einnehmend und hält einen gleichzeitig auf Abstand.

Auf dem letzten Teil des Anstiegs ist nur das Knarren der Sättel zu hören, der seltene Vogelgesang verweht und klingt anderswo, im Windschatten, als leises Geräusch wider. Mein Onkel und ich reiten Seite an Seite, unausgesprochene Worte zwischen uns.

Ich merke, dass unser Verhalten genau gleich ist, wir sind beide vorsichtig, lassen die Pferde nicht unnötig Pflanzen zertrampeln, machen mit dem Finger statt mit Worten

auf Vögel oder Bäume aufmerksam. Dieses Wiedererkennen ist tröstlich. Bald reden wir miteinander, während der langen Ruhepause oben auf dem Berg. Bestimmt.

Ein jovialer Mann um die sechzig betreibt die Hütte auf dem Gipfel des Mount Diablo. Meinen Onkel begrüßt er als Stammgast, völlig zu Recht. Auf mich feuert er eine Frage nach der anderen ab. Wo ich herkomme, was ich von seinem Land halte. Er könne uns ansehen, dass wir verwandt seien, also müsste ich doch öfters zu Besuch kommen. Warum ich es nicht tue? Es ist ein Ritual, das nicht dazu dient, Dinge in Erfahrung zu bringen, sondern die Distanz zu allem Fremden zu verringern. Ein angenehmes Ritual, das sich mein Onkel, in all der Zeit, seit er hier lebt, offenbar nicht angeeignet hat.

Für die Pferde gibt es auf einer umzäunten Weide neben der Terrasse Wasser und Heu, für uns ein Pastrami-Sandwich und Cola light.

»*Back in a sec*«, sagt mein Onkel und verschwindet mit seinem Sandwich im Gebüsch.

Aus seiner Sekunde wird eine Viertelstunde, werden zwanzig Minuten. Der Jetlag bringt meinen Gleichgewichtssinn durcheinander. Ich schüttele den Kopf und nehme einen Schluck vom eiskalten Getränk.

»Bring ihn doch mit«, hatte meine alte Tante gesagt, die Letzte ihrer Generation. Sie möchte ihn so gern noch einmal sehen, doch die Reise ist ihr zu weit. Alle anderen Verwandten, die meinen Onkel vor mir besucht haben, hat-

ten denselben Auftrag bekommen. Fotos, mehr brachten sie nicht mit.

Ich habe lange gewartet, vielleicht zu lange. Selbst jetzt bin ich beruflich hier und nicht wirklich seinetwegen. Trotzdem schenkt er mir diesen besonderen Tag.

»Für dich.« Mit einer Plastiktüte in der Hand steht mein Onkel vor mir. Er lächelt schüchtern, wie ein pickeliger Teenager.

»Früher hast du Brombeeren so gerne gemocht, also dachte ich...« Das ist ja viel besser als ein Ritual, denke ich, bringe aber nur ein Danke heraus.

Wir steigen zum Aussichtspunkt auf der höchsten Spitze des Berges hinauf. In einem Spalt zwischen den Felsen essen wir die Brombeeren. Ich spüre, dass er mich ansieht, schaue zurück. Wir reden nicht über uns. Wir reden gar nicht.

Der Abstieg fängt mit einem steilen, kargen Wegstück an. Geröll mahnt uns zur Vorsicht. Ich lehne mich etwas zurück, damit mein Gewicht auf den starken Hinterbeinen der Stute lastet. Der Schweiß macht dunkle Flecken auf meiner Bluse und ihrem Hals. Dennoch bleibt ihr genügend Energie, zu tun, als würde sie sich vor einer raschelnden Eidechse erschrecken. Da rutscht sie, mit mir auf dem Rücken, auf ihren glatten Hufeisen aus. Durch ihr Zappeln denke ich kurz, dass es schiefgehen wird, und deshalb rutschen wir beide weiter. Dann ziehe ich sanft an den Zügeln und sage »Ho-ho«, das erste hoch, das zweite tief, bis sie ihre Beine wieder unter Kontrolle hat.

»Sie hat noch viel zu lernen«, sagt mein Onkel hinter mir.

»Oder ich«, antworte ich und drehe mich zu ihm um, »dort, wo ich herkomme, gibt es keine Berge.« Es war als Scherz gedacht, doch mein Ton ist scharf.

Mein Onkel ignoriert meine letzten Worte. Er treibt sein Pferd an, bis wir nebeneinander sind, und sagt, er könnte mir nicht mehr viel beibringen. Wieder lässt er mich vorreiten, unterstreicht damit das unausgesprochene Kompliment. So setzen wir unseren Weg ins Tal fort, Schritt für Schritt, bis der Hang flacher wird und der Weg breiter.

Wir schweigen, jetzt hindert uns die Hitze am Reden. Mir wird wieder etwas schwindelig. Mein Körper ist vorgestern angekommen, aber mein Kopf schwebt noch mitten über dem Ozean.

Eine Dreiviertelstunde später sagt mein Onkel: »Wer als Letzter drüben ist, gibt einen aus«, und rast in fliegendem Galopp davon. »Drüben« ist das andere Ufer eines halb ausgetrockneten Flusses, auf den er in vollem Tempo zuhält. Ich brauche die Stute nicht anzutreiben, sie will gewinnen. Wie ich.

Wir sind gleichzeitig da, tropfnass vom Spritzwasser, lachen uns kaputt. Die Rechnung ginge auf ihn, sagt er, denn er hätte einen Vorsprung gehabt und deshalb verloren. Als ich ihn in den Arm knuffe, tippt er erst mir an die Nase und dann sich.

Ich schaue ihn an und sehe mich selbst.

Wir stehen am Fuß des Berges und lassen die Pferde verschmaufen. Die Flanken der Stute drücken sich rhythmisch an meine Waden. Ich wickle die Zügel um den Sattelknauf, krame ein Zopfgummi aus der Jeanstasche und binde mein Haar zusammen. Der Wind kühlt meinen klatschnassen Nacken.

»Na, Miss Pferdeschwanz.«

Seine Worte entführen mich aus der rauen Landschaft und setzen mich im Wohnzimmer einer Etagenwohnung in einem Neubaugebiet ab. Vor dem Fenster nur buckliges, brachliegendes Land. Man kann weit sehen, bis zu den Treibhäusern. Aber jetzt nicht, denn jetzt ist es noch dunkel. Und kalt. Im Licht der Stehlampe trinken wir Tee aus Bechern. Wir wärmen unsere Nasen im Dampf und schieben den Hintern nah an den Ofen, dicht aneinander, wie Löffelchen. Das Rot der glühenden Kohlen fällt auf mein Gesicht und auf seine angezogenen Knie.

»Und, Miss Pferdeschwanz, was ist dein Wunsch für heute?«

»Haare unter den Armen.« Ich flüstere, alle anderen schlafen noch. »Jetzt du.«

»Eine Eins in Mathe.«

Im flackernden Licht des Ofens sehe ich ihn seine Schul-sachen packen. Klick, klick, machen die Metallverschlüsse seiner Tasche. Als er in den Flur geht, baumelt die Schnalle des Schultergurts nutzlos herunter.

Die Stimme der Stute holt mich in die Gegenwart zurück. Mit ihrem Wiehern steckt sie das ältere Pferd an. Ich

schaue zu meinem Onkel. Unter seinen Falten schimmert sein Jungengesicht hindurch. »Du weißt es also noch.«

Lachend fährt er sich durchs Haar. »Wenn ich Käse gegessen hatte, durfte ich dir kein Abschiedsküsschen geben.«

»Das hat sich nicht geändert«, sage ich.

Mein Onkel schüttelt den Kopf. »Entschuldigung«, sagt er, »ein Schwindelanfall.«

Das Wetter ist umgeschlagen. Die Hitze ist nicht mehr trocken, sondern feucht und drückend. Mir ist auch schwindlig, und ich senke den Kopf, damit es aufhört, sich zu drehen.

»Lass uns weiterreiten, da braut sich was zusammen«, sagt mein Onkel und schaut nach oben. Kein Wölkchen am Himmel.

Ich frage ihn, wie weit es noch ist.

»Eine, anderthalb Stunden in diesem Tempo.«

»In meiner Erinnerung war es an unseren Morgen immer Winter«, sage ich.

»Stimmt nicht«, sagt mein Onkel. »Ich habe mindestens anderthalb Jahre bei euch gewohnt.«

»Wo haben wir dann gegessen, wenn der Ofen aus war?«

»Am Tisch, vor dem Fenster. Und dann hast du gesagt, dass hinter den Gewächshäusern der Tierhimmel anfängt.«

Das hatte ich vergessen.

Eines Tages war ich aus der Schule zurückgekommen und merkte schon an der Tür, dass etwas nicht stimmte. Das Rattern des Hamsterrades, das mich sonst immer be-

grüßte, fehlte. Der Hamster lag auf der Seite in den Sägespänen, schon steif. Ich wollte ihn in den Tierhimmel bringen. Meine Brüder lachten mich aus, mein Onkel kam mit. Das weiß ich noch. Wir liefen über das brachliegende Gelände, mein Onkel mit einer seltsamen, kantigen Schaufel, die er *patjol* nannte, und ich mit dem toten Hamster in einer helltürkisen Schachtel mit einem weichen Satinfutter, das ich von der Frisierkommode meiner Mutter genommen hatte. *Je reviens* stand darauf, doch das verstand ich erst viel später.

»Hier ist eine schöne Stelle«, sagte mein Onkel, doch ich wollte noch weiter. Vorbei an den rostigen Stacheldrahtresten, über die man so hässlich stolpern konnte, vorbei an den Betonbrocken, an denen ich mir schon mehr als einmal die Schienbeine aufgeschürft hatte. Wie mein Tierhimmel aussah, weiß ich noch genau, aber dass er hinter den Gewächshäusern lag, hatte ich ganz vergessen.

Abrupt bleibt die Stute stehen und hebt den Kopf. Das Pferd meines Onkels neben mir ebenfalls.

»Sie riechen den Stall«, sagt er.

Dennoch bleiben sie reglos stehen, sie anzuspornen bringt nichts. Dann setzen sich beide auf ein unsichtbares Zeichen hin gleichzeitig in Bewegung, traben tatsächlich schneller, sie sehnen sich nach Wasser und danach, vom Sattel befreit zu werden. Sie sehnen sich nach ihrem Zuhause.

»Du hattest immer viele Wünsche«, sagt mein Onkel ein Stück weiter.

Das höhere Tempo scheint mein Gedächtnis wachzurütteln. Ich sehe mich wieder vor mir, damals. Das einzige Mädchen ohne Rock mit doppeltem Petticoat, im Gänsemarsch auf der Schultreppe, den Finger in der obligatorischen Schweigegeeste an die Lippen gelegt, auf dem Nachhauseweg, in meiner Turnhose neben meinem Fahrrad herrennend, wie ich auf den Sattel auf- und wieder absprang, denn ich war im Training. »Ich wollte bis ans Ende der Welt reiten.«

»Und du wolltest allen Kindern in Afrika zu essen geben«, sagt mein Onkel.

»Um selber nicht aufessen zu müssen, das war natürlich der Hintergedanke.«

»Ich weiß noch, dass du ein guter Mensch werden wolltest.«

Wir saßen vor dem Ofen, zumindest in meiner Erinnerung, als ich ihm seine Frage nach meinem Wunsch für diesen Tag beantwortete. Ich hatte lange darüber nachgedacht, ehe ich mich traute, es zu sagen. Ich war nämlich nicht sicher, ob es möglich war, so etwas zu wollen. Tief in meinem Innern sagte mir eine Stimme, dass die Menschen nun mal sind, wie sie sind, und dass ich mich damit abfinden muss.

»An diesem Tag hast du mir deinen größten Wunsch verraten«, antworte ich. Mein Onkel nickt.

»Nach Amerika gehen« – das hat er gesagt. Mir hatte er sich als Erstes anvertraut.

»Mein Gesäß tut weh«, sagt mein Onkel, »ich werde alt.«

Ich muss über dieses fast schon prüde Wort lachen, bin aber selbst froh, kurz abzusitzen.

Wir setzen uns ins Gras, lehnen uns mit ausgestreckten Beinen an eine Eiche. Die Pferde grasen nicht, sie stehen rechts und links von uns, die Hinterhand eingeknickt, das andere Bein auf der Hufspitze abgestellt, und blicken in die Ferne. Ab und zu hören wir das *Wusch* ihrer Schwänze. Im Schatten ist es kaum kühler als in der Sonne. Ein Gewitter wäre angenehm, lässt jedoch auf sich warten.

Mein Onkel rupft einen vergilbten Stängel ab und steckt ihn in den Mund, kaut darauf herum. »Wie lange bleibst du?«, fragt er.

»Nur drei Wochen, und kaum freie Tage.«

Er sagt, er möchte mir gern mehr von seinem Land zeigen. Ich käme gern mit, sage ich, wenn es sich irgendwie einrichten ließe.

Meine Gedanken werden von der veränderten Atmosphäre abgelenkt, als wäre der Luftdruck abgefallen. Ich frage mich, ob wir den Takt der Pferdehufe brauchen, um vertraut miteinander umzugehen, wieder Familie zu sein. Ich muss nach Sätzen suchen.

Mein Onkel sagt etwas, doch seine Worte gehen in der Unruhe der Pferde unter. Sie drehen sich im Kreis, stampfen und wiehern. Sie zerren an ihrem Strick, schütteln den Kopf und schnauben. Diesmal ist das ältere Pferd der Anstifter. Sein Wiehern geht in Geschrei über. Die Stute stimmt ein. Sie schreien im Ton von Pferden, die kämpfen

oder einen Eindringling auf ihrer Weide entdeckt haben. Nicht einander schreien sie an, sondern einen unsichtbaren Punkt in der Ferne. Dann verstummen sie abrupt, den Kopf immer noch in dieselbe Richtung gestreckt, die Nüstern aufgerissen. Es dauert eine Weile, bis ich begreife, dass sie bibbern. Was ich da sehe, ist Angst.

Mein Onkel und ich schauen uns an. Wieder verspüre ich leichten Schwindel. Im nächsten Moment verstehe ich erst nicht, was ich da höre, bis mir aufgeht, dass ich nichts höre. Als wäre ich in einem schallgedämpften Raum eingeschlossen. Alles ist still. Totenstill. Kein pfeifender Vogel, keine zirpende Grille. Mir streicht nicht einmal mehr die sanfte kalifornische Brise um die Ohren. Dann höre ich einen Knall, scharf wie ein Peitschenschlag. Die Pferde gehen durch. Ich versuche gar nicht erst, die Stute zu halten. Wir springen auf, doch mein Onkel und ich haben das Nachsehen. Gegen eine halbe Tonne donnernde Panik kann man nichts ausrichten.

Inzwischen ist die feuchte Hitze beinahe erstickend, der Himmel zieht sich zu. Ich bewege den Kopf hin und her, um das Schwindelgefühl abzuschütteln. Aus dem Augenwinkel sehe ich meinen Onkel dasselbe tun.

»Jesus!«, schreit er und zeigt zum Himmel.

Eine riesige schwarze Wolke verdunkelt die Sonne, sie zieht ungewöhnlich schnell in unsere Richtung.

»Ein höllisches Gewitter«, sage ich, »kein Wunder, dass die Pferde abgehauen sind. Hier unterm Baum dürfen wir nicht bleiben.«

»Es ist kein Unwetter«, antwortet mein Onkel, »das sind die Zeichen.«

»Die Zeichen?«

»Das da«, sagt er und deutet nach oben, »ist keine Wolke. Es sind Vögel.«

Im nächsten Moment fliegt der gigantische Schwarm über uns hinweg. Eine beängstigende Menge Vögel. Nicht nur eine Art, so erstaunlich es klingen mag, sondern ein großes Durcheinander. Ihre Flügelschläge lösen Mini-Tornados im trockenen Sand aus. Ein paar Minuten später sind sie vorbeigezogen, und es ist wieder still, abgesehen von einigen heulenden Kojoten.

»Die Vögel verlassen die Erde«, höre ich meinen Onkel neben mir sagen. Seine Stimme klingt schwach. »Wir sind hier nicht länger sicher.«

Ein Lachanfall steigt mir in die Kehle, gefolgt von Galle.

»Komm«, blafft mein Onkel und nimmt meine Hand. Wir rennen los, er schneller als ich. Er schleift mich hinter sich her, weg von den Bäumen. Wir rennen, bis ich das Gefühl habe, dass meine Lunge gleich explodiert.

»Hier«, sagt er auf einem freien Stück Land und klappt keuchend vornüber.

Ich schnappe nach Luft. »Weiter«, sage ich. Ich will viel weiter weg.

»Wir können nirgendwohin«, sagt mein Onkel, das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse verzogen, eine Hand in die Seite gedrückt.

Wir warten. Die Stille drückt mir aufs Trommelfell.

Mein Onkel sagt etwas, ich kann ihn nicht verstehen. Er nimmt meinen Arm, zieht mich zwischen seine Knie, legt seine Arme über mich.

Da fängt die Erde an zu beben.

AnneL^oes TimmErije —
im Gespräch mit Carien Touwen ←

Das folgende Gespräch führte Carien Touwen mit der Autorin für das Kurzgeschichtenportal *Hebban Kort* über die Erzählungen in *Slaapwandelen bij daglicht* (Schlafwandeln bei Tageslicht), die wir für diese Ausgabe mit Geschichten aus *De plaats der Dingen* (Jedes Ding an seinem Platz) kombiniert haben. Sie handeln von Begegnungen im Leben ganz gewöhnlicher Menschen. Dabei erleben sie alle etwas Unverhofftes – etwas, über das die meisten Menschen einfach hinweggehen würden. In dem Gespräch versucht Carin Touwen zu ergründen, wie es Anneloes Timmerije gelingt, diese unerwarteten Wendungen einzufangen.

Anneloes Timmerije (geboren 1955 in Amsterdam) lebt und arbeitet in Den Haag und einen Teil des Jahres in Frankreich. Seit Anfang der 1990er Jahre brachte sie neben ihrer Tätigkeit als freiberufliche Journalistin und Übersetzerin mehrere Sachbücher heraus: *Goeie nieuwe tijd* (1992, Schöne neue Zeit), *Gemengde gevoelens – erfenis van twee culturen* (1993, Gemischte Gefühle – Erbe zweier Kulturen) und *Indisch zwijgen* (2002, Schweigen auf Indisch). 2005 erschien mit dem Erzählband *Zwartuur* ihr vielgelobtes literarisches Debüt (erneut herausgegeben unter dem Titel *De plaats der dingen*, Jedes Ding an seinem Platz), das mit dem Vrouw & Kultuur Debuutprijs 2006 ausgezeichnet

und für den Selexyz Debuutprijs, den Anton Wachterprijs 2006 sowie den Debutantenprijs 2006 nominiert wurde. 2010 erschien ihr Roman *De grote Joseph* (Der große Joseph). Gemeinsam mit ihrem Mann Charles den Tex schrieb sie *Het vergeten verhaal van een onwankelbare liefde in oorlogstijd* (2014, Die vergessene Geschichte einer unerschütterlichen Liebe in Kriegszeiten).

Wie ist der Band *Slaapwandelen bij daglicht* entstanden? Ist es eine Sammlung der besten Geschichten, die Sie in den letzten Jahren geschrieben hatten, oder haben Sie die Erzählungen ganz bewusst für einen neuen Band verfasst?

Ich habe aus schon bestehenden Geschichten eine Auswahl getroffen und verschiedene Ansätze und Ideen weiter ausgearbeitet. Die Hälfte der Geschichten habe ich eigens für diesen Band geschrieben. Da ich für Kurzgeschichten immer einen Ansporn brauche, komme ich erst richtig in Schwung, wenn ein Sammelband ansteht.

Wie entscheidet sich, welche Geschichten in den Band aufgenommen werden und welche nicht? Suchen Sie nach einem übergreifenden Thema?

Die Themen entstehen für mich beim Schreiben, und zwar meistens unbewusst. Manchmal bringt die eine Geschichte die nächste hervor, wie bei »Lügen ist erlaubt« und »Raben«. Erst beim fertigen Band erkenne ich, wie alles zusammenhängt.

Der Klappentext verspricht »Geschichten über Begegnungen«. Die Hauptfiguren sind gewöhnliche Menschen, denen etwas Unerwartetes widerfährt. Dabei geht es um Dinge, die im Alltag einfach untergehen könnten, doch Sie halten sie in Ihren Geschichten eindrücklich fest. Finden Sie da Ihre Inspiration? In den Dingen, die anderen Menschen entgehen?

Ich weiß nicht, ob ich andere Dinge sehe als andere Leute, ich versuche einfach, das aufzuschreiben, was ich sehe: so, wie es in meinem Kopf aussieht und klingt. Die Ideen zu den Geschichten können auf ganz unterschiedliche Arten entstehen. Manchmal habe ich einen ersten Satz im Ohr. Den schreibe ich dann auf und nehme ihn als Ausgangspunkt.

Versuchen Sie damit auch aufzuzeigen, dass es viel mehr gibt, als wir im Alltag wahrnehmen? Sollten wir ein wacheres Auge für die Leben unserer Mitmenschen haben?

Wir alle sehen ganz viel, aber wir nehmen es nicht wahr, weil wir mit anderen Dingen beschäftigt sind. Eine Kurzgeschichte besteht oft in der Vergrößerung einer einzelnen Beobachtung, sie ist eine Lupe, durch die man die Geschichte dahinter erkennt.

In Ihrer Erzählung »Tanzen« konfrontieren Sie die Leser mit dem Alltag in der häuslichen Pflege – den ständig abgehetzten Pflegekräften, deren Terminpläne aus allen Nähten platzen. Wollten Sie damit die traurige Lebens-

wirklichkeit älterer Menschen in unserer Zeit anprangern? Hoffen Sie, mit Ihren Geschichten auch Veränderungen anzustoßen?

Ich erzähle von Menschen, die systembedingt zu wenig Zeit haben, um das zu tun, was sie tun müssen und wollen, und von anderen, die nach und nach in einem Meer aus Zeit ertrinken. Übervolle Leben auf der einen und leerge-laufene Leben auf der anderen Seite, die beide eisernen Gewohnheiten folgen. Was ich darin sehe, ist der schmerzhaft-schöne Gegensatz. Wenn »Tanzen« die Leser dazu bringt, sich über die Probleme der Altenpflege Gedanken zu machen, dann ist das eine schöne Zugabe, aber es ist nicht mein Ziel.

In »Die letzte Buchhandlung« entwickeln Sie eine Zukunft, in der gedruckte Bücher so selten geworden sind, dass sich jeder Leser nur noch ein Buch pro Woche kaufen darf, und das zu einem Preis, den wir uns heute kaum ausmalen können. Stellen Sie sich so die Zukunft der Buchbranche vor?

Ich habe ein Märchen daraus gemacht, eben weil niemand genau weiß, wie es mit dem gedruckten Buch weitergehen wird. Beim Schreiben der Geschichte hatte ich meinen eigenen Buchhändler vor Augen, einen gestrengen Herrn, der von seinen Kunden ein gewisses Engagement und Wissen einfordert. So ähnlich wie Jan Berend.

Welche der Geschichten liegt Ihnen am meisten am Herzen und warum?

»Lügen ist erlaubt« und »Raben« nehmen eine besondere Stellung ein, weil sie von meinem Großvater handeln. Mit ihm hatte ich eine besondere Beziehung, und manchmal höre ich ihn noch zu mir sprechen oder sehe ihn beifällig nicken. Als ich eines Morgens aufwachte, stellte ich fest, dass ich ihn mir auf einmal nicht mehr sitzend vorstellen konnte. Das habe ich sofort aufgeschrieben. Drei Wochen später, als ich die beiden Geschichten in der Rohfassung fertig hatte, kam das Bild von meinem Großvater in seinem Rauchsessel zurück, und zwar genau so, wie es für ihn typisch ist: Manchmal zeigt er sich dort, aber wenn er keine Lust dazu hat, sehe ich ihn nur stehen oder gehen.

Sie haben sowohl Romane als auch Kurzgeschichten veröffentlicht. Was schreiben Sie am liebsten und warum?

Das Schreiben von Kurzgeschichten ist schwierig und kräftezehrend, trotzdem gibt es eigentlich nichts Schöneres. Diese Ballung, die Herausforderung, in so wenigen Worten wie möglich möglichst viel zu sagen, das liegt mir. Wie beim Eisschnelllauf muss jeder Schritt sitzen, man darf kaum langsamer werden und keine Verschnaufpausen einlegen, anders als bei einem Roman. Vom ersten Satz an muss die Sache stehen und man muss wissen, wo es hingehen soll – das kann sich zwar unterwegs ändern, aber dann muss man in neun von zehn Fällen auch den ersten Satz wieder anpassen. Wenn ich an einer Kurzgeschichte arbei-

te, denke ich in schwierigen Momenten: Warum mache ich das? Warum schreibe ich keinen Roman? Und wenn ich an einem Roman schreibe, denke ich in schwierigen Momenten: Wieso muss ich mir das alles selbst ausdenken, warum schreibe ich kein Sachbuch? Und wenn ich ein Sachbuch schreibe... kurzum, wenn etwas nicht gelingt, suche ich eine Hintertür. Wenn es gut läuft, ist es nicht entscheidend, was ich schreibe – wobei allerdings der Moment, in dem ich erkenne, dass eine Geschichte so und nicht anders sein muss, ein fast magischer ist.

Lesen Sie selbst gern Kurzgeschichten?

Der Zitronentisch von Julian Barnes ist ein wichtiges Buch für mich. Ich habe dadurch nicht nur die ganze Kraft und Schönheit der Kurzgeschichte entdeckt, sondern es hat mir auch den Rücken gestärkt, um selbst Literatur zu schreiben. Ich hatte mit einem Roman begonnen, der sich später als Kurzgeschichte herausstellte, nämlich »Zwartzuur« (Ente schwarz-sauer) aus meinem ersten Erzählband.

Sollten Kurzgeschichten und Novellen Ihrer Meinung nach mehr Aufmerksamkeit bekommen?

Der beste Weg zu mehr Aufmerksamkeit ist ein Preis. Und zwar ein seriöser Preis, mit einem hübschen Betrag dotiert, der dem Autor für eine Zeitlang weiterhilft. Deshalb freue ich mich so besonders über die Gründung des J. M. A. Biesheuvelprijs für den besten Erzählband. Endlich! Eine schöne Initiative von Kritikerinnen und Lektoren.

Sie sind mit dem Thrillerautor Charles den Tex verheiratet. Zwei Schriftsteller in einem Haus... Wie muss man sich Ihre Arbeitstage und Ihren Arbeitsrhythmus vorstellen? Schreiben Sie meist zur selben Zeit und im selben Raum? Lesen Sie gegenseitig Ihre Texte, bevor sie ans Lektorat gehen?

Das Praktische bei uns ist, dass wir den gleichen Biorhythmus haben. Ich bin ein absoluter Morgenmensch, und das gilt auch für Charles. Wir stehen früh auf, so um halb sieben, im Sommer manchmal schon um sechs, frühstücken gemeinsam und machen uns dann an die Arbeit – jeder in seinem eigenen Zimmer. Nach etwa fünf, sechs Stunden Schreiben ist dann Schluss. Den Rest des Tages widmen wir anderen Dingen. Bei jedem neuen Buch sind wir gegenseitig unsere ersten Leser und geben ehrliche Rückmeldung. Davon abgesehen sprechen wir gar nicht über das, was wir gerade schreiben, niemals. Das kommt erst später, wenn's fertig ist.

Was dürfen wir in Zukunft von Ihnen erwarten?

Weitere Geschichten, über die ich nichts verraten werde, und in zwei Jahren einen Roman, über den ich auch nichts verraten werde.

Das Interview führte Carien Touwen für *Hebban Kort* am 25. Januar 2015

Aus dem Niederländischen übersetzt von Stefanie Ochel